

# Kirche und Gesellschaft

Herausgegeben von der  
Katholischen Sozialwissenschaftlichen  
Zentralstelle Mönchengladbach

Nr. 359

Jürgen Liminski

## Auf die Familie kommt es an

Was macht die Gesellschaft zukunftsfähig?

J.P. BACHEM VERLAG

---

Die Reihe „Kirche und Gesellschaft“ will der Information und Orientierung dienen. Sie behandelt aktuelle Themen aus folgenden Bereichen:

*Kirche, Gesellschaft und Politik*

*Staat, Recht und Demokratie*

*Wirtschaft und soziale Ordnung*

*Ehe und Familie*

*Bioethik, Gentechnik und Ökologie*

*Entwicklung und Frieden*

Die Hefte eignen sich als Material für Schule und Bildungszwecke.

### Bestellungen

sind zu richten an:

**Katholische Sozialwissenschaftliche Zentralstelle**

**Brandenberger Straße 33**

**41065 Mönchengladbach**

Tel. 0 21 61 / 8 15 96 - 0 · Fax 0 21 61 / 8 15 96 - 21

Internet: <http://www.ksz.de>

E-mail: [kige@ksz.de](mailto:kige@ksz.de)

Ein Prospekt der lieferbaren Titel sowie ein Registerheft (Hefte Nr. 1–250) können angefordert werden.

### Redaktion:

**Katholische Sozialwissenschaftliche Zentralstelle**

**Mönchengladbach**

Erscheinungsweise: Jährlich 10 Hefte, 160 Seiten

---

2009

© J. P. Bachem Verlag GmbH, Köln

ISBN 978-3-7616-2122-6

Jean-Jacques Rousseau hat in seinem pädagogischen Roman „Emile“ das Ziel seiner Erziehungslehre in einem zentralen Satz formuliert. Er lautet: „Der Mensch hat zunächst nur einen Beruf: Mensch zu sein. Wer für diesen Beruf gut erzogen ist, wird auch jeden anderen gut ausfüllen.“<sup>1</sup> Rousseau, der gern von Ideologen vereinnahmt wird, hat damit schon früh eine Brücke geschlagen zwischen Erziehung und der Berufung, Mensch zu sein – ganz im Sinn von Johannes Paul II., der Erziehung als „Beschenkung mit Menschlichkeit“<sup>2</sup> definierte. Und in diesem Sinn hat Rousseau auch versucht, die Kindheit, dieses Alter unbeschwerter Heiterkeit, freizuhalten von äußerem Leistungsdruck und von der Instrumentalisierung einer rein erwerbsorientierten Gesellschaft. „Wer Kinder glücklich machen will“, schreibt er weiter, „schirme sie ganz gegen die Gesellschaft und ihre Erwartungen ab“. Das heiÙe vor allem: „Aufhören, im Auftrag der Gesellschaft, der Eltern oder der Zukunft das Individuum, das Kind, zu überwältigen“ und sich einzubilden, man könne mit der Erziehung die gewünschten Menschen „herstellen“. Genau dies wird heute vielfach versucht: Man will den betriebsfreundlichen, den innovativen, den kreativen Menschen „herstellen“ durch eine frühestmögliche Bildung in Kindertagesstätten.

### **Mit Bildung das demographische Problem lösen?**

Der Grund für dieses Bestreben ist zunächst einleuchtend: Wenn weniger Kinder geboren werden, was schon der Fall ist und auch in den nächsten Jahrzehnten der Fall sein wird<sup>3</sup>, dann müssen diese weniger Kinder besser, innovativer, kreativer sein, um das Niveau des allgemeinen Wohlstands zu halten oder wenigstens nicht zu gefährden. Schon heute kann die Nachfrage nach Ingenieuren, Lehrern, Altenpflegern und in vielen weiteren Berufen nicht befriedigt werden. Der Fachkräftemangel gehört zu den großen Herausforderungen des nächsten Jahrzehnts. Die Lücke an Ingenieuren wird jährlich um rund 7.000 größer, dazu addiert sich ein jährliches Manko an 20.000 Naturwissenschaftlern, wenn sich die Absolventenzahlen der Hochschulen nicht drastisch erhöhen. Danach sieht es nicht aus. Im Gegenteil: Da in den nächsten Jahren auch unter den Ingenieuren und Naturwissenschaftlern die Baby-Boom-Generation in Rente geht, bräuchte man eigentlich das Doppelte der jetzigen Studentenzahlen.

Das Problem hat gewiss eine numerische Komponente. Es ist evident, dass eine größere Zahl von Kindern bei gleichen Bedingungen die Wahrscheinlichkeit von mehr Talenten oder Genies erhöht. Die Genera-

tion oder Alterskolonne der 18- bis 35jährigen – sie ist die kreativste, viele Nobelpreisträger haben ihre Entdeckungen in diesem Alter gemacht, etwa Albert Einstein seine Relativitätstheorie – hat sich in den letzten zwanzig Jahren halbiert. Die zahlenmäßige menschliche Basis für Innovationen ist mithin schmaler geworden. Also müsste man umso mehr in die nachwachsenden Generationen investieren. Zum einen, damit diese Basis sich erweitert, und zum anderen, damit sie qualitätsvoller wird. Denn ohne eine zahlenmäßig breite menschliche Basis wären die Deutschen um einen Amadeus Mozart oder Johann Sebastian Bach, um einen Richard Wagner oder Otto von Bismarck, um einen Freiherrn vom Stein, Immanuel Kant, Franz Schubert, Carl Maria von Weber, Ludwig van Beethoven oder Georg Friedrich Händel ärmer. All diese Menschen, denen man geniales Wirken und Talent nachsagt, wären in der heutigen deutschen Durchschnittsfamilie von 1,3 Kindern plus Haustier nicht geboren worden. Sie hatten alle wenigstens drei ältere Geschwister, Schubert, Weber, Bach, Händel, Wagner und Mozart sogar sechs. Das ist eine alte Weisheit der Natur: Mit der Zahl wächst nicht nur die Chance bei der Auslese, sondern mit der Auslese wächst auch die Chance der Qualität oder gar Genialität.

In Politik und Wirtschaft scheint man nun geradezu besessen zu sein von dem Gedanken, angesichts der fehlenden Kinder die vorhandenen besser auszubilden, um mit Hilfe kleiner Genies die Produktivität und damit den Wohlstand zu wahren. Vor allem der Mannheimer Altersforscher Axel Börsch-Supan vertritt diese These: Das Minus an Kindern könne durch ein Plus an Bildung ausgeglichen werden. Das klingt logisch, ist aber kurzsichtig, wenn daraus die Schlussfolgerung gezogen wird, dass die höhere Bildung durch Ganztagsbetreuung in öffentlichen Einrichtungen so früh wie möglich zu schaffen sei. Hier korrespondiert die Kurzsichtigkeit mit dem flachen, mechanistischen Menschenbild, das nach dem Muster des Nürnberger Trichters funktioniert. Worauf es gesellschaftlich für Deutschland ankommt, ist die Steigerung der Innovationsfähigkeit. Dies aber geschieht weniger in Ganztagsbetreuungsanstalten, zumal hier der Verteilungsschlüssel zwischen Erzieherinnen und Kindern selten besser als 1 zu 6 ist. Die Erfolgsmeldungen aus Studien, wonach Krippenkinder leichter Zugang zu Gymnasien fänden und kognitiv wie sprachlich weiter seien als familienbetreute Kinder, werden durch Langzeitstudien (z. B. 2007 vom National Institute of Child Care and Human Development – NICHD) neutralisiert, die diese Momentaufnahme zwar nicht infrage stellen, aber darauf hinweisen, dass fremdbetreute Kinder bereits bei Schulantritt und erst recht während der Schul-

laufbahn öfter Verhaltensstörungen aufweisen und die kognitiven wie sprachlichen Vorteile schon nach wenigen Jahren von den familienbetreuten Kindern aufgeholt werden. Das gelte insbesondere für Gedächtnisleistungen. Eine weitere amerikanische Studie, im Juli 2007 neu von der Heritage-Foundation veröffentlicht, weist nach, dass Kinder im Alter bis zu acht Jahren (weiter geht die Studie nicht), deren Mütter sich wegen einer außerhäusigen Erwerbsarbeit im ersten Lebensjahr nur begrenzt um sie kümmern konnten, geringere kognitive Fähigkeiten entwickelten; je weniger Zeit die Mutter für das Kind hatte, um so geringer waren die kognitiven Fähigkeiten.<sup>4</sup>

## **Emotionen sind die Architekten des Gehirns**

Unbestritten ist mittlerweile in den einschlägigen Wissenschaftszweigen die Erkenntnis: Bindung geht der Bildung voraus.<sup>5</sup> Goethe hat das einmal so formuliert: Man lernt nur von dem, den man liebt. Dies belegen auch neuere Forschungen der Entwicklungspsychologie, der Neurologie und der Bindungslehre. Emotionale Stabilität und aktive Kommunikation sind grundlegend für die Verschaltungen im Gehirn des Kleinkindes. Die Entwicklungspsychologin Doris Bischof-Köhler beschreibt in diesem Zusammenhang drei Systeme, in denen das Kleinkind sich bewegt: Sicherheitssystem, Erregungssystem, Autonomiesystem. Von ihnen ist das Sicherheitssystem das wichtigste. Schon mit drei Monaten kann das Kleinkind genau zwischen Vertrauten und Fremden unterscheiden, im zweiten Lebensjahr, wenn das Ich-Bewusstsein wächst und das Du wahrnehmbarer wird, bildet sich die Fähigkeit zur Empathie heraus – allerdings nur vor dem Hintergrund der emotionalen Sicherheit, die die primäre Bezugsperson, in der Regel die Mutter, durch ihre Präsenz ermöglicht. Das entsprechende Urvertrauen ist die Voraussetzung für soziales Verhalten. Das lernt das Kind am besten auf dem Schoß der Mutter oder des Vaters. Der amerikanische Professor für Psychiatrie und Kinderheilkunde an der George Washington University, Stanley Greenspan, nennt diese Momente des Lernens und der Persönlichkeitsbildung „Floortime“, „weil das Fenster in die emotionale und intellektuelle Welt des Kindes sich dann am ehesten öffnet, wenn Sie sich in seinen Wahrnehmungskreis auf seiner Augenhöhe und nach seinen Bedingungen begeben. Während Sie mit Kleinkindern und Schulkindern buchstäblich auf dem Boden sitzen und spielen, gestaltet sich die Floortime mit Babys und Teenagern anders. Wenn Sie zum Beispiel die Aufmerksamkeit Ihres drei Monate alten Babys gewinnen wollen, gibt es dafür keinen besseren Ort als Ihren Schoß“.<sup>6</sup> Die gleiche Augenhöhe, die körperliche

Wärme, die ungeteilte Zuwendung, die innere Disposition – all das ist empathiebildend, mithin auch Teil der Grundlage für späteres soziales und moralisches Verhalten.

Es stimmt, dass Kleinkinder etwa ab anderthalb Jahren sich für andere Kinder interessieren; aber wenn die Mutter den Raum verlässt, werden sie unsicher, geraten leicht in Stress und schreien. In diesen ersten Jahren ist das Baby überaus empfindlich auch gegenüber nur scheinbar bedrohlichen Situationen. Eine Trennung von der Mutter führt zu einer Stressreaktion, es kommt zur Ausschüttung des Hormons Cortisol, das in geringen Dosen die Leistungsbereitschaft des Körpers erhöht, in höheren und längerfristigen Dosen aber ein reduziertes Hirnwachstum bewirkt. Das ist bedeutsam für den Unterschied zwischen Krippen- oder Fremdbetreuung auf der einen und Familien- oder Selbstbetreuung auf der anderen Seite. 2003 hat ein Team um die Neurologin Sarah Watamura von der Universität Minnesota 111 Kinder in vier verschiedenen Tageskrippen auf ihren Cortisolgehalt im Speichel untersucht. Der Vergleich ergab einen geringeren Cortisolspiegel, wenn die Kinder tagsüber bei ihren Eltern waren und einen höheren, wenn sie in der Krippe betreut wurden. Zudem stieg der Spiegel in der Krippe während des Tagesverlaufs signifikant an, bei der Betreuung durch die Eltern blieb er konstant. Das traf zu bei 35 Prozent der Kinder im Alter zwischen 3 und 6 Jahren und bei 71 Prozent bei Kindern im Alter von 16 bis 38 Monaten.

Der Psychoimmunologe Joachim Bauer zieht aus solchen und ähnlichen Ergebnissen in seinem Buch „Das Gedächtnis des Körpers“<sup>7</sup> den Schluss, dass ein anhaltend erhöhter Cortisolspiegel „den Nervenzellen des Gehirns erheblichen Schaden zufügen“ kann. Von wesentlicher Bedeutung sei, „dass für den Säugling eine angemessene Reizzufuhr verwirklicht wird. Nur dadurch werden die Nervenzellen und Synapsen verstärkt“, also das Gehirn gesund gebildet. Negative Stressreaktionen und damit zu hohe Cortisolspiegel führten dagegen zur Zerstörung von Nervenzellen und Synapsen. Solche und ähnliche Ergebnisse bestätigen eine Grundaussage des Pioniers der Bindungsforschung und wohl anerkanntesten Kindertherapeuten Amerikas, Stanley Greenspan: „Die Emotionen sind die Architekten des Gehirns“.

## **Die Bedeutung emotionaler Stabilität**

Die frühe Trennung von der Mutter oder der ersten Bezugsperson kann das Kind weder emotional noch intellektuell verarbeiten. Es hat noch kein Zeitgefühl, es weiß nicht, dass die Mutter zurückkommt. Mit der

Mutter verbindet es emotional denkend Sicherheit und Schutz. Die Trennung versetzt es – wie eben aufgezeigt – in emotionalen Stress. Die unkontrollierte Ausschüttung des Stresshormons Cortisol führt in späteren Jahren zu hormoneller Überproduktion – Ängste und Depressionen sind die Folge – oder zur Unterversorgung, die oft emotionale Kälte und Aggression nach sich zieht. Aber auch ein weiterer Neuromodulator ist nach den Erkenntnissen der Wissenschaftler von erheblicher Bedeutung. Es sind die Gehirnbotsstoffe Dopamin und Serotonin. Nach übereinstimmender Auffassung scheint der Modulator Dopamin dabei den stärkeren Einfluss auszuüben. Dopamin steht in engem Zusammenhang mit dem Belohnungssystem des Unterbewusstseins. Die Neurologin Ulrike Dambmann schreibt: „Belohnt werden wir mit dem Modulator Dopamin ... Er veranlasst die Ausschüttung von körpereigenen Glücksbotenstoffen (Endorphinen). Er schafft Wohlbefinden, beflügelt, euphorisiert und motiviert“. Eine liebende, zärtliche und geduldige, das heißt dauerhafte Zuwendung versorgt das Kleinkind mit Endorphinen und beflügelt somit auch das Hirnwachstum. So wird mit Emotionen das Hirn disponiert zu lernen und zu erkennen.

Es gehört zu den gesicherten Erkenntnissen, dass Kinder bereits im Mutterleib anfangen zu lernen, weil sie schon dort empfänglich sind für Emotionen. Die meisten Gehirnzellen, die der werdende Mensch im späteren Leben brauchen wird, entstehen schon in der ersten Schwangerschaftshälfte. In Spitzenzeiten bilden sich eine halbe Million Nervenzellen pro Minute. Dieses ganze Panorama an pränatalen Erfahrungen wird in den ersten Monaten und Jahren nach der Geburt durch Stimulation, durch Vertrauen und Geborgenheit erweitert, die Entwicklung wird zur beeinflussten Selbstinnovation, zur Offenheit zum Leben, zur Neugier, zur Erfahrungssuche und zur Entdeckerlust. All diese Lerneffekte und synapsenbildenden Entdeckungen bauen auf pränatalen Erfahrungen auf. Mutterinstinkt, Mutter-Kind-Bindung und emotionale Stabilität sind keine Gefühlsduselei. Sie können schon während der Schwangerschaft Lebensweichen stellen: über die Ernährung, über Gewohnheiten und die entsprechende Bildung neuronaler Netze.

In der Tat, die Gefühlswelt des ungeborenen Kindes wird über biochemische Marker als Reaktionsmuster im Organismus tief verankert. Das kann auch gravierende Folgen haben. Unerwünschte Kinder, deren Mutter keine Bindung zu ihnen aufzubauen vermag, produzieren deutlich weniger Oxytocin, das Bindungshormon, das für den Aufbau von Beziehungen, vor allem aber für die Liebe zwischen Mutter und Kind von Bedeutung ist. Selbst wenn sie gleich nach der Geburt in die Obhut lie-

bevoller Pflegeeltern kommen, bleibt ihr Oxytocinhaushalt ein Leben lang geschwächt, weil seine Basis bereits in der Schwangerschaft gelegt wird. So würden, sagt der Pränatalexperte Ludwig Janus, die „Fähigkeit zum sozialen Miteinander, eine Tendenz zu Kriminalität und Gewalt, aber auch Friedfertigkeit und Empathie ganz entscheidend bereits in der Phase vor der Geburt geprägt.“ Unerwünschte Kinder hätten mehr Angst im Leben. Depression, Panikattacken, zwanghaftes Verhalten, Mager-sucht und andere Süchte könnten bereits im Mutterleib angelegt werden. Denn wenn Nervennetze sich ausbilden, der Hormonhaushalt aufgestellt und das Immunsystem reguliert wird, bildeten diese drei Faktoren „eine Stressachse, die dazu dient, den Organismus an die Herausforderungen seiner Umwelt anzupassen“.<sup>8</sup> Von dieser vorgeburtlichen Programmierung hänge ab, wie anfällig der Mensch ein Leben lang für Krankheit sei – und wie innovations- und lernfähig er ist, darf man hinzufügen.

Angesichts dieser Erkenntnisse werben auch Gerald Hüther und Inge Krens in ihrem spannenden Buch „Das Geheimnis der ersten neun Monate“ für mehr Elternkompetenz und Verständnis für die Situation und singuläre Verantwortung der Eltern. Sie schreiben: „Es ist an der Zeit, werdenden Eltern nicht nur mit naturwissenschaftlichem Interesse zu begegnen, sondern mit ein wenig Einfühlung und Verständnis für ihre innere Situation. Immerhin bilden sie nicht nur die physische, sondern auch die emotionale Matrix, in die sich das ungeborene Kind hineinentwickelt“.<sup>9</sup> Diese Matrix ist keine konstante, unveränderbare Backform, sondern ein dynamischer Prozess. So wie die sozio-ökonomischen bis hin zu den politischen Umweltbedingungen sich auf das Kind auswirken, ebenso „bedeutsam ist für die Lebenswelt des ungeborenen Kindes die Qualität der Beziehung, die seine Eltern miteinander leben“. Schon das ungeborene Kind braucht, wie das geborene, in den ersten Jahren Schutz, Geborgenheit, Sicherheit, emotionale Stabilität. Daher ist es nur natürlich, im wahrsten Sinn des Wortes, dass Frauen in der Schwangerschaft ihren Mutterinstinkt schärfen, selbst wenn sie berufstätig sind. Plötzlich sehnen sich berufstätige Frauen auf einmal nach Zärtlichkeit, nach Innerlichkeit und nach Zeit für sich und ihr Baby. Die berühmte Vereinbarkeit wird dann als das empfunden, was sie de facto ist: Eine Doppelbelastung.

## **Wie Kreativität entsteht**

Die genannten Beispiele legen die Vermutung nahe, dass Kreativität viel mit Familie zu tun hat, mit einer anregenden, liebevollen Umgebung in

den frühen Jahren. Aber wie kommt Kreativität zustande? Wie werden die Stimuli im Hirn und Bewusstsein verarbeitet, sodass Ideen entstehen? Die Hirnforschung steht hier offenbar noch vor einer Reihe ungeklärter Fragen. Sicher ist, wie die Entwicklungspsychologin Sabina Pauen schreibt, dass sich das Gehirn in keinem Alter stärker verändert als in den ersten Lebensjahren, dass jede Entwicklung immer das Resultat einer Kombination aus Anlage und Umwelt darstellt und dass Stimulation dafür grundlegend ist. „Die zum Teil dramatischen Veränderungen unseres Gehirns während des ersten Lebensjahres sprechen eindeutig dafür, dass geistige Prozesse bereits bei den ganz Kleinen eine große Rolle spielen. Das Gehirn reift nicht im luftleeren Raum, sondern ist auf Stimulation angewiesen, damit diese Veränderungen überhaupt stattfinden können. Das gilt insbesondere für den Auf- und Abbau neuronaler Verbindungen“.<sup>10</sup> Aus der Bindung entsteht eine Disposition zur Bildung. Das ist mehr als Lernen. Das ist Lebensmut, Lebenwollen, Offenheit für das Leben.

Pauen zeigt in ihrem Buch eindrucksvoll, dass Psychologie, Physiologie und Neurologie sich zunehmend aufeinander abstützen (müssen). Aus der Entwicklungsneurobiologie wisse man mittlerweile, dass die Phase des verstärkten Synapsenwachstums, das den Grad der Vernetzung von Neuronen bestimmt, für viele Bereiche des Gehirns im ersten bis zweiten Lebensjahr liege und davon auszugehen sei, „dass diese Veränderung der Neuronenstruktur das Lernen nachhaltig beeinflusst“. In dieser Entwicklungsphase ist das Verhalten der ersten Bezugspersonen von nachhaltiger Bedeutung. Rene Spitz wies auf die Bedeutung emotionaler Zuwendung bei Heimkindern hin, Christa Meves erklärte es in ihrer Antriebstheorie und auch die Arbeiten von Theodor Hellbrügge und anderen Wissenschaftlern aus verschiedenen Bereichen der Hirn- und Bindungsforschung stimmen darin überein, dass der edukative Anteil bei der Entwicklung der Intelligenz und des Kreativitätspotentials mitentscheidend von der primären Bezugsperson abhängt. Das ist im Normalfall die Mutter.

Innovation – verstanden als Kreativität – ist indes keine von unsichtbarer Mutterhand freigelegte geniale Ader, sondern hat zu tun mit der Fähigkeit, Verborgenes sichtbar zu machen und zu erforschen, sei es durch bestimmte wissenschaftliche Methoden und Experimente, sei es durch geistige menschliche Qualitäten, etwa die Gabe zu kombinieren. Es ist klar, dass hier die Motivation eine zentrale Rolle spielt, sie führt zu Initiativen, sie prägt die Ausdauer. Gewiss ist: Motivation ist zwar eine emotionale Komponente, aber keine, die sich selbst schafft. Kleinkinder,

vor allem Babys, können noch nicht so weit abstrahieren, dass sie sich selbst zu motivieren in der Lage wären. Ihre Motivation hängt von den Bezugspersonen ab. So wie sie in Stresssituationen (Trennung von der Mutter, mangelnde Fürsorge und Geborgenheit) Cortisol ausschütten, so wird auch durch äußere Einflüsse (Lächeln, Bestätigung, liebevolle, zärtliche Kommunikation) die Ausschüttung von Endorphinen bewirkt, die zu weiteren Versuchen oder Entdeckungen anregen.

Für die Innovation bedarf es nicht nur einer physischen Disposition (man muss denken und fühlen können, siehe der körperlich schwerbehinderte Physiker Stephen Hawking), sondern vor allem psychischer Fähigkeiten oder Eigenschaften, etwa Optimismus, Lebensmut, zukunftsgegenwärtige Neugier, Ausdauer, selbstbewusste Hartnäckigkeit – emotionale Eigenschaften also, die schwer messbar sind, die aber das Kombinieren fördern und erleichtern und die man zeitlebens anwenden kann, die man aber vor allem in den ersten Jahren des Lebens erwirbt. Natürlich bleibt die fachliche Kompetenz, das faktische Wissen, unverzichtbar. Aber wie kommt Kreativität zustande? In Anlehnung an den Hirnforscher Gerhard Roth u. a. kann man die neuronalen Vorgänge beim Denken, vom Zusammenstellen der erforderlichen Komponenten im Unterbewusstsein bis zur Kombination im Arbeitsgedächtnis, also der Inkubationsphase von Ideen und Problemlösungen so beschreiben: Bei vielversprechender Kombination dringt der neue Ansatz in Form eines Entscheidungsvorschlages oder eines ‚Geistesblitzes‘ ins Kurzzeitgedächtnis und damit ins Bewusstsein und wird hier auf Verwendbarkeit rational betrachtet, um bei positiver Entscheidung nach draußen gegeben zu werden. So taucht scheinbar aus dem Nichts eine Idee auf. Diese Blitzidee beruht auf einer Leistung des Verstandes, der unbewusst an einer Fragestellung arbeitet. Ein solcher Vorgang wird Inkubation genannt. Nach positiven Erfahrungen (Belohnung), so die Neurologin Ulrike Dambmann, beeinflusst die Ausschüttung von Dopamin das Unterbewusstsein zu weiteren Inkubationsvorgängen und somit zu Kreativität und schließlich weiteren Innovationen.

Allerdings ist Kreativität eine Gratwanderung. Sabina Pauen bemerkt treffend: „Eine perfekte Passung zwischen Eltern und Kind, bei dem die Bezugspersonen stets hundertprozentig genau auf die Signale des Kindes eingehen, ist nicht unbedingt immer das Beste! Besonders förderlich für die Denkentwicklung scheint eine gesunde Mischung zu sein, bei der die Eltern feinfühlig mit ihrem Baby umgehen, aber hin und wieder auch Kontrapunkte und neue Impulse setzen, selbst auf die Gefahr hin, dass das bei den Kleinen nicht immer auf Gegenliebe stößt“.<sup>11</sup>

## Was Kinder brauchen: Präsenz und Kommunikation

Die frühe Kindheit ist die kritischste und für Störungen anfälligste Phase im Leben des Menschen. In dieser Einschätzung von Berry Brazelton und Stanley Greenspan<sup>12</sup> stimmen die meisten mit Kindern befassten Forscher überein. Entscheidend ist die emotionale Stabilität, die permanente Zuwendung. Sie vermittelt das Gefühl existentieller Sicherheit. Um diese Sicherheit geht es vor allem. Sie wird verankert durch Kommunikation – und Kommunikation setzt Präsenz voraus. Es ist schlicht ein Unding, von einem Kleinkind zu verlangen, seine Fragen aufzuheben oder im Computer zu speichern für die sogenannte intensive Zeit abends, wenn Mama wieder da ist. Kommunikative Erziehung geschieht spontan. Das ist der korrigierende Satz, die Antwort auf eine Frage, die Erklärung, warum dies oder jenes passiert, was das Kind erschreckt hat. All das ist nur möglich, wenn man da ist. Präsenz und Kommunikation sind konstitutiv für Erziehung. Die Kontinuität der Beziehung, die Anerkennung der Gefühle, die Fürsorge, die Bestätigung, das Lob, auch die erklärende Kritik – all das setzt Präsenz voraus. Das ist in der sensiblen Phase der Schwangerschaft sozusagen naturgegeben, in der ebenfalls kritischen Phase der frühen Kindheit, wenn die emotionale Abhängigkeit des Kindes von der Mutter am stärksten ist, gebietet es die Natur eigentlich auch. Die Bindung, die sich in den ersten neun Monaten herausgebildet hat, lässt sich nicht folgenlos kappen. Das Urgefühl existentieller Sicherheit nimmt Schaden, wenn die Präsenz auf ein paar Stunden am Tag beschränkt und das Kind ansonsten in sogenannte professionelle Hände gegeben wird. Diese Hände können nicht so lieben wie die Hände der Mutter, sie haben nur begrenzte Zeit.

Der australische Kinderarzt und Kindheitsforscher Steve Bidulph hat festgestellt, dass ein Kind in der Krippe pro Tag acht Minuten Augenkontakt mit seiner professionellen Betreuerin oder Erzieherin hat. Dabei werden über die Augen die emotionalen Batterien des Kindes aufgeladen. Beim Stillen schaut das Kind in die Augen der Mutter, beim Spielen späht es ab und zu immer wieder nach der Mutter, ob sie noch da ist. Die zuwendungsbereite Präsenz, die Aufmerksamkeit ist wie ein permanent laufender Sicherheitsgenerator. Er liefert die emotionale Stabilität, „das Fundament, auf dem die ganze künftige emotionale Entwicklung ruht und sich ein Gefühl der inneren Sicherheit entfalten kann“.<sup>13</sup> Dank dieses Fundaments lernt das Kind, ruhig zu werden und der Welt mit ihren Gegenständen, Geräuschen, Gerüchen, visuellen Eindrücken und Bewegungen Aufmerksamkeit zu schenken. So lernt es die Welt einzu-

ordnen. Denn „eine Welt, die einen Sinn hat, ist eine Welt, die ein Gefühl der Sicherheit zu geben vermag“.<sup>14</sup>

### **Wer bin ich? Die Entdeckung des Selbst**

Die wechselseitige, vertraute Kommunikation ist ein Baustein für viele Eigenschaften eines sicheren Kindes. Ohne diese Kommunikation aber kann es äußerst schwierig werden, ein Gefühl zu entwickeln, wer es selbst als Person ist. Wenn das Baby ein Geräusch macht und niemand antwortet oder wenn es die Hand ausstreckt und niemand die Rassel gibt, dann bleibt die Botschaft ohne Antwort und das Kind wird unsicher, wo es aufhört und wo die äußere Welt beginnt. Ein Selbstgefühl wird auf diese Weise verhindert. Fahren die Kinder mit ihren Versuchen fort und erhalten auch weiterhin keine Reaktion, kann es passieren, dass sie sie ganz einstellen und hilflos oder passiv werden. Die Fähigkeit aber, mit Hilfe von Gesten und später Worten zu verhandeln und Probleme zu lösen, trägt enorm viel zum Sicherheitsgefühl des Kindes bei. Dieses Kind wird als Erwachsener versuchen, Probleme zu lösen. Denn es hat gelernt, Signale auszusenden und damit etwas zu bewirken. Es hat gelernt, ein Gefühl nicht nur zu erleben, sondern auch eine Vorstellung von diesem Gefühl wahrzunehmen und es in Worte zu kleiden, etwa wenn es statt zu weinen sagt: ich bin traurig.

Fehlende Interaktion und mangelnde Kommunikation führen dagegen dazu, dass Kinder aggressiv werden und ihre Gefühle auf motorischem Weg entladen, etwa durch Schlagen, Treten, Beißen, Stoßen. Diese Kinder haben später oft auch Schwierigkeiten, sich ihre Gefühle einzugestehen und die zu ihnen gehörende geistige Vorstellung in Worte zu fassen. Sie setzen Gefühle oder Gedanken mit Handeln gleich und tendieren in ihrer unreflektierten Art in herausfordernden Situationen viel stärker und schneller zur Aggression. Es ist daher von gar nicht zu überschätzender Bedeutung, dass das Kind lernt, Emotionen in Vorstellungen und Bilder zu fassen, also zu abstrahieren und miteinander zu verknüpfen. „Das Denken eines Individuums spiegelt immer auch seine emotionalen Erfahrungen wider. Sie liegen allem logischen Denken zugrunde“<sup>15</sup> sagen mit Greenspan Neurologen und Bindungsforscher, Entwicklungspsychologen, Kinderärzte und Psychotherapeuten gleichermaßen. In dem Maße, in dem Kinder dank der vertrauten Bezugsperson lernen zwischen ihren emotionalen Vorstellungen Brücken zu bauen und so ihre persönlichen Erfahrungen zu reflektieren und einzuordnen, in dem Maße legen sie Fundamente für ihre innere Sicherheit.

Aber es geht nicht nur um das Gefühl und die Selbsteinschätzung. Es geht auch um das Denken. Das Kleinkind unterscheidet noch nicht zwischen seinem Handeln und sich selbst, zwischen Aktion und Person. Die Wertschätzung für ein Handeln, für eine Bewegung, für einen Wunsch, der mit ausgestreckter Hand manifestiert wird, für eine Idee – diese Wertschätzung ist für das Kind auch die Wertschätzung seiner selbst. Es lernt aus Erfahrung – Lob oder Tadel – eine Aktion einzuschätzen und damit, dass die Welt von Folgewirkungen bestimmt wird: „Wenn ich brav meine Fischstäbchen esse und auf dem Stuhl sitzen bleibe, spricht Mama lieb mit mir. Sie streichelt mich und ist glücklich.“ Durch die Fähigkeit, Konsequenzen vorherzusehen, hat das Kind mehr Kontrolle über sein inneres Wertgefühl und so lernt es Logik. Logisches Denken ist für Kinder von unschätzbarem Wert. Wenn die Welt in ihren Wirkungen durcheinander daherkommt – weil verschiedene Personen andere Reaktionen zeigen bei ähnlichen Verhaltensweisen des Kindes, oder weil es überhaupt keine Reaktionen gibt – dann kann das die Entwicklung zu logischem Denken behindern und das Kind ist auf seine Gefühle allein zurückgeworfen. Das gilt auch für das überbehütete Kind, für das die Mutter alles besorgt und erledigt, weil man ihm damit das Gefühl vermittelt, dass es im Grunde nicht wirklich geschätzt wird, dass man ihm nichts zutraut.

### **Die Stärkung der Ausdauer**

Viele große Erfindungen verdanken ihre Existenz einer Erziehung, die Ausdauer und generell Humanvermögen bildete und förderte. Ausdauer ist die Frucht der Frustbewältigung durch Zuwendung, Bestätigung, Aufmunterung zum Weitermachen. Durch die Ausdauer beim Spiel erwächst Ausdauer im Leben. Durch diese Ausdauer wurden große Erfindungen erst der Menschheit zugänglich gemacht. Zum Beispiel der Computer. Er galt in den achtziger Jahren noch als Jobkiller, jedenfalls glaubten das Mitte der achtziger Jahre fast zwei Drittel der Deutschen. Heute ist er aus unserem Leben nicht mehr wegzudenken. Und da ist der Kopierer, eine Erfindung von Chester Carlson in den dreißiger Jahren. Niemand wollte sich für seine Xerographie (xeros = trocken, graphein = schreiben) interessieren. General Electric und IBM winkten ab, ein großes Beratungsunternehmen, Arthur D. Little, schätzte den Markt auf maximal 5.000 Geräte. Erst Ende der vierziger Jahre brachte eine kleine Firma die Maschine auf den Markt. Zehn Jahre später wurde aus dieser kleinen Firma das Unternehmen Xerox, dank der Ausdauer und des Selbstbewusstseins der Erfinder. In einem Doppelinterview hat der Au-

tor einmal den Kopf der Pisa-Studie, Andreas Schleicher, und den Nobelpreisträger Gary Becker gefragt, welche Eigenschaft die Kinder nur zuhause erwerben könnten, und die die Wirtschaft heute am dringendsten brauche. Die spontane Antwort von beiden: Ausdauer. Das lernten die Kinder in der Familie und das könne die Schule nicht mehr nachholen.

Mit anderen Worten: Kreativität und Innovationsvermögen sind zu einem guten Maß das Ergebnis einer individuellen, konstanten Betreuung und Erziehung vor allem in den ersten Jahren. Das war in Deutschland in den Jahren des Baby-Booms und den Jahrzehnten danach üblich. In dieser Zeit wurde auf natürliche Weise Humanvermögen einschließlich der Innovationsfähigkeit gebildet. Es gehörte wie selbstverständlich zum Familienmanagement. Die Erfolge der deutschen Innovationstechnologie ruhen auch auf diesen Grundlagen, denn die heutigen Ingenieure, Chemiker, Elektrotechniker etc. konnten noch von einer stetigen, individuellen Mutter-Kind-Bindung profitieren, die emotionale Stabilität bot und permanente Anreize. Die Orte unserer frühen Gefühlkultur aber werden leerer, die Mütter werden von der Arbeitswelt absorbiert, ihnen fehlt die Zeit zur Bildung von Humanvermögen bei ihren Kindern. Hinzu kommt eine häufig anzutreffende mentale Rückständigkeit in deutschen Chefetagen. Manche Leitbilder der Industrie wirken der Innovationsfähigkeit entgegen.

### **Die Zusammenhänge wahrnehmen**

Die heute bekannten Forschungsergebnisse lassen keinen Zweifel daran, dass die Bindung des Kleinkindes an eine konstante Bezugsperson (am besten der Mutter) in den ersten drei Lebensjahren seine weitere Entwicklung und insbesondere auch seine Kreativität signifikant beeinflusst. Der frühere Manager und Ingenieur Hans Meyer zieht daraus den Schluss: „Jegliche Verminderung der frühkindlichen Bindung birgt die Gefahr der Verringerung des individuellen Innovationspotentials und damit auch eine Gefahr für den technischen Vorsprung und die Wettbewerbsfähigkeit späterer Generationen in sich. Dennoch wird derzeit eine frühkindliche Krippenerziehung angestrebt. Vergewagt man sich diese Zusammenhänge, dann ist es unverständlich, wieso leitende Manager der Industrie den Absichten der Politik in Bildung und Erziehung so rückhaltlos zustimmen. Es sei denn, man hat sie glauben gemacht, dass sich die fehlenden Ingenieure aus den jungen Müttern rekrutieren

lassen, die zusätzlich ihr Kleinkind bereits in den ersten Lebensjahren in Krippen zur Aufbewahrung geben“.<sup>16</sup>

Letztlich wird hier eine schiefe Ebene erkennbar, auf dem der deutsche Bildungs-Turm steht. Es geht längst nicht mehr nur um Werte. Es handelt sich, wie der frühere Ministerpräsident von Sachsen, Kurt Biedenkopf, in einem Interview mit dem Deutschlandfunk sagte, „um eine Existenzfrage“. Wenn Wirtschaft und Politik sich weiterhin weigern, den primären Zusammenhang zwischen Familie, Bindung, Bildung und Innovationsfähigkeit zu sehen, dann laufen auch alle Reformen der Sozial- und Bildungssysteme ins Leere. Ähnlich wie in den achtziger Jahren die Ergebnisse der demographischen Forschung von der Politik nicht berücksichtigt wurden, so werden heute die Ergebnisse der Hirn- und Bindungsforschung kaum wahrgenommen. Ziel kann nicht mehr die Steigerung des Wirtschaftswachstums oder die Liberalisierung von angeblich überholten Werten sein. Auch in einer pluralen Gesellschaft fragen sich die Bürger, ob wirklich der Mensch im Mittelpunkt steht, oder vielmehr der Betrieb, die Firma, die Arbeit.

In seinem Buch „Die bedrohte Intelligenz – Die Bedeutung der Emotionen für unsere geistige Entwicklung“ beschreibt Stanley Greenspan die Emotionen als Baumeister komplexer kognitiver Operationen, als die Bausteine menschlichen Bewusstseins. Sie beeinflussen die Ausbildung moralischer Kategorien und seien die Grundlage für die Reifung menschlicher Intelligenz. Wie ein roter Faden durchzieht das Werk dieses Verhaltensforschers und Kinderarztes die Erkenntnis, dass eine Welt, die ihren Kindern in den ersten Lebensjahren Wärme, Zuneigung und Sicherheit verweigert, auf Dauer nicht nur selbständiges Denken, den Sinn für Freiheit, für Solidarität und damit auch für demokratische Staatsformen, sondern auch für ihren Fortbestand selbst gefährdet. Greenspan formuliert aus dieser Erkenntnis den, wie er es nennt, „menschlichen Imperativ, in der Familie, der Erziehung, der Psychotherapie, der Ehe und den Institutionen der Sozialfürsorge dem Wohl der Kinder, den zwischenmenschlichen Beziehungen und der Qualität der emotionalen Erfahrung den höchsten Rang einzuräumen“.<sup>17</sup>

## Anmerkungen

- 1 Vgl. Hartmut v. Hentig, *Rousseau oder die wohlgeordnete Freiheit*, München 2003, S. 44 f.
- 2 Johannes Paul II., *Brief an die Familien, Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 112*, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 1994, Nr. 16.
- 3 Vgl. Herwig Birg, *Die ausgefallene Generation. Was die Demographie über unsere Zukunft sagt*, München 2005, insbesondere S. 66 ff.
- 4 Vgl. Jay Belsky u. a., *Are there long-term effects of early child care?* In: *Child Development*, vol. 78 (April 2007), S. 683 ff.
- 5 Vgl. hierzu auch Jürgen Liminski, *Ehe und Familie in christlicher Sicht*, in: Anton Rauscher (Hrsg.), *Handbuch der Katholischen Soziallehre*, Berlin 2008, S. 273 – 290, insbesondere S. 287 ff.
- 6 Stanley Greenspan, *Starke Kinder*, Basel 2008, S. 33.
- 7 Joachim Bauer, *Das Gedächtnis des Körpers*, München 2004, S. 31 f.
- 8 Gerald Hüther und Inge Krens, *Das Geheimnis der ersten neun Monate – unsere frühesten Prägungen*, Basel 2008, S. 75.
- 9 Ebd. S. 23.
- 10 Sabina Pauen, *Was Babys denken*, München 2006, S. 219.
- 11 Ebd., S. 81.
- 12 T. Berry Brazelton und Stanley Greenspan, *Die sieben Grundbedürfnisse von Kindern*, Basel 2008, S. 10.
- 13 Stanley Greenspan, *Das geborgene Kind*, Basel 2003, S. 73.
- 14 Ebd., S. 74.
- 15 Ebd., S. 84. Siehe auch: Stanley Greenspan und Stuart G. Shanker, *Der erste Gedanke. Frühkindliche Kommunikation und die Evolution menschlichen Denkens*, Basel 2004, insbesondere S. 251 ff.
- 16 Zitiert von Jürgen Liminski, *Die verratene Familie*, Augsburg 2007, S. 125.
- 17 Stanley I. Greenspan, *Die bedrohte Intelligenz – Die Bedeutung der Emotionen für unsere geistige Entwicklung*, München 1997, S. 389.

## Zur Person des Verfassers

Jürgen Liminski, Dipl. Info. und Dipl. Pol., Moderator beim Deutschlandfunk, Geschäftsführer des Instituts für Demographie, Allgemeinwohl und Familie e. V.